

Verlust der Grenzen und Abgrenzungsbedürfnis

Ein Grundproblem unserer Zeit

Die Wendung „Einer sieht vor lauter Bäumen den Wald nicht“ läßt sich am ehesten auf jemanden anwenden, der mitten im Wald zwischen den Stämmen herumstapft; er sieht Bäume und Bäume, den Wald, das Ganze nämlich, erblickt er nicht. So geht es wohl jedem, der versucht, die eigene Zeit zu beurteilen. Eine verwirrende Fülle von Ereignissen und Nachrichten, von Befürchtungen und Erwartungen dringen auf ihn ein; das unmittelbar Nahe erscheint ihm übergroß, es verdeckt das Entferntere, und was weiter weg liegt, verschwimmt ins Unauffällige. Die Gegenwart als ganze aber umfaßt kein Blick; gerade was in ihr gewaltig wirkt, leugnet man – so meint Goethe in seiner „Farbenlehre“ – so lange, „bis es historisch wird, da es denn aus gehöriger Entfernung in gedämpftem Glanze leidlicher anzuschauen sein mag“.

Versucht man daher, unsere Zeit insgesamt zu betrachten, so warnt diese Eingangsüberlegung, es sei anmaßend, dieser Versuchung nachzugeben, als ob man auf hoher Warte überblicken könnte, in welcher Zeit wir leben. Es bleibt jedoch der Ausweg, nicht etwa die Gegenwart insgesamt zu betrachten, sondern nur ein – wie mir scheint – spannendes Merkmal an ihr zu erwägen. Spannend deshalb, weil es eine in dieser Zeit liegende Spannung benennt; diese herrscht zwischen unserem bleibenden Bedürfnis nach Abgrenzung einerseits und andererseits dem Verlust der Grenzen, der unsere Zeit prägt; in ihr liegt vielleicht nicht *das*, aber doch wohl *ein* Hauptproblem unserer Gegenwart.

Die Einebnung der Kulturgrenzen

Inwiefern – das stellt sich als erste Frage – ist unsere Zeit durch den Verlust von Grenzen gekennzeichnet? Daß sich in der Folge des letzten Krieges die Trennungslinien zwischen den Staaten verschoben haben, bedeutet ja nicht, daß wir sie schlechthin verloren hätten, sie sind nur anders gezogen; und derartiges hat sich in der Geschichte immer wieder abgespielt, kann also kaum als Merkmal unserer Zeit gelten. Und wenn man darauf verweisen kann, daß die Staatsgrenzen im Westen weit durchlässiger sind als ehemals, so steht dem – und das wäre als Hinweis auf ein fragliches Abgrenzungsbedürfnis zu bedenken – die Undurchdringlichkeit des

Eisernen Vorhangs gegenüber, die in der Geschichte ihresgleichen sucht; war doch selbst die Chinesische Mauer nicht ein derartiges Käfiggitter, um die Insassen eines Staatsgebiets in ihm einzusperren. Überdies war auch im europäischen Mittelalter die Freizügigkeit kaum durch Grenzen zwischen den Nationen behindert, sondern vielmehr durch fast beliebig errichtete Barrieren an Flußübergängen oder durch Tore und Mauern um Dörfer und Städte.

Vor allem aber dürfte man das Schleifen solcher hemmender Bastionen zwischen den Völkern doch nicht als Verlust beklagen, sondern müßte hier das Schwinden der Grenzen als Gewinn begrüßen. Indes markieren solche Scheidelinien, wo sie nicht willkürlich festgelegt, sondern historisch gewachsen sind, meist unterschiedliche Bereiche, die durch die Eigenart der Völker, ihre jeweiligen Sprachen, Gebräuche, Stile und Lebensformen geprägt werden. Wenn nun diese Mannigfaltigkeit zunehmend weggehobelt wird und alle Unterscheidungsgrenzen verschwimmen, dann muß das wohl als Verlust gebucht werden. Nehmen wir nur die überkommenen Bauweisen. Sie erlaubten es uns, auf einen Blick zu erfassen, ob wir vor einem fränkischen Gehöft, einem oberbayerischen Bauernhaus oder vor einem Schwarzwaldhaus standen, und selbst einem Stumpfsinnigen fielen die Unterschiede zwischen den Bauten einer Stadt in der Toskana oder in den Niederlanden auf. Wer hingegen heute in einem Neubauviertel die Straßenschilder übersieht, dem fällt es schwer, auch nur festzustellen, ob er sich in Asien, Europa oder Nordamerika, in Kapstadt, Sydney oder Santiago befindet.

Das entzieht uns nicht nur Orientierungshilfen, es beraubt uns vor allem mancher Möglichkeit, Neuartiges vergnügt zu bestaunen. Und wenn wir allmählich weltweit „Hamburger“ oder „Pommes frites“ bestellen können, wenn wir in den Abfällen einer Himalaja-Expedition die gleiche bekannte Coca-Cola-Dose entdecken wie im Müllkorb im Englischen Garten in München, dann mag das bequem sein und vertraut, vielleicht auch so zweckmäßig wie die Einheitssprache der Piloten im Luftverkehr; aber ist es nicht besser, sich einmal über den unverständlichen Dialekt der eigenen oder auch einer anderen Sprache zu ärgern, als die Buntheit unterschiedlicher Sprachfärbungen zu einem grauen Einerlei auszubleichen? Dadurch verarmt unser Leben ebenso wie durch die Einebnung der kulturellen Vielfalt. Wo das Fremde ausstirbt, wird die Welt vielleicht müheloser, aber auch langweiliger. Und wenn sich der vielreisende Zeitgenosse allerorten wie zu Hause fühlen möchte, dann fragt sich doch, ob einer, der überall zu Hause ist, noch irgendwo wirklich daheim sein kann.

Gewiß spüren wir noch, daß es reizvoll ist, Fremdartigem zu begegnen. Aber wir ziehen es vor, ihm nicht in seiner eigenen Umgebung gegenüberzutreten, weil es uns dort nämlich als das Stärkere gegenüberstünde, so wie wir einem wilden Löwen nicht in der Steppe über den Weg laufen möchten, sondern ihn lieber in der für ihn fremden, aber für uns behaglichen Szenerie eines Zoos besichtigen. Und in ähnlichen Reservaten bietet sich dann das Fremde oder Fremdgewordene unter-

haltsam wie ein Volksbrauch beim Heimatabend für Kurgäste, putzig wie ein Backtrog in der nachgebauten Bauernstube oder kurios wie ein gotischer Flügelaltar im Museum. Dabei sind die Volkstänze dem Touristen austauschbar wie Fotos im Wechselrahmen, ob er sie auf Bali oder hinter der Akropolis oder in Berchtesgaden erlebt. Der auf amerikanische Reisegruppen gemünzte Song „Wenn heute Donnerstag ist, dann muß dies Belgien sein“, zeichnet überspitzt dieses moderne Verfahren, das Andersartige durch eine flüchtige Begegnung ins Bekannte einzureihen, ohne daß man sich mit ihm auseinandersetzen mußte, vielleicht gar in der Weise, daß es unser gewohntes Leben ändernd beeinflusste. Es liest sich wie ein Kommentar dazu, wenn Nietzsche fragt¹:

„Was versteht eigentlich das Volk unter Erkenntnis? Was will es, wenn es ‚Erkenntnis‘ will? Nichts weiter als dies: etwas Fremdes soll auf etwas *Bekanntes* zurückgeführt werden. Und wir Philosophen – haben wir unter ‚Erkenntnis‘ eigentlich *mehr* verstanden? Das Bekannte, das heißt: das, woran wir gewöhnt sind, so daß wir uns nicht mehr darüber wundern, unser Alltag, irgendeine Regel, in der wir stecken, alles und jedes, in dem wir uns zu Hause wissen – wie? Ist unser Bedürfnis nach Erkennen nicht eben dies Bedürfnis nach Bekanntem, der Wille, unter allem Fremden, Ungewöhnlichen, Fragwürdigen etwas aufzudecken, das uns nicht mehr beunruhigt?“

Was Nietzsche hier anmerkt, trifft zumindest auf eine breite Spanne unseres Erkenntnisinteresses zu. Das läßt sich an unserer Sprache ablesen und aus unserer Abstammung begründen. Die Wörter „unheimlich“ oder „ungeheuer“ verraten nämlich, was wir insgeheim vom Fremden halten. Das Ungewohnte, das sich nicht im Bereich unseres Heimes findet, ist uns un-heimlich. Und das Wort „ungeheuer“ enthüllt, wie schrecklich uns das vorkommt, was nicht zum eigenen Haus gehört; denn in ihm steckt die gleiche Silbe „heur“, die im Wort „Heirat“ wiederauftaucht und die bezeichnet, was zur Hausgemeinschaft zählt. Ähnlich benennt das Wort „behaglich“ ursprünglich das Gefühl, daß wir uns innerhalb unseres Hages, der eigenen Schutzhecke, geborgen dünken, während das, was draußen steht, das Fremde und Unbekannte, unser Unbehagen erregt.

Stammesgeschichtlich erläutert sich diese Einstellung unschwer daher, daß unsere tierischen Vorfahren, wenn sie überleben wollten, jedem unvertrauten Objekt mit Mißtrauen begegnen mußten – konnte sich doch eine unvermutete Gefahr dahinter verbergen; und so scheut noch heute ein Reh zurück, falls es ein unbekanntes Gebilde auf seiner Wiese wahrnimmt, während es unbeeindruckt weiterläuft, wenn der gewohnte D-Zug an ihm vorüberdonnert.

Fremdartiges beunruhigt uns also; das ist uns angeboren (und macht die spontane Abwehrhaltung „nichtintegrierten“ Gastarbeitern gegenüber begreiflich). Diese Unruhe treibt uns, wo nicht das Unvertraute zu meiden, so doch es seiner Fremdheit dadurch zu entkleiden, daß wir es kennenlernen und so zu einem Bekannten machen. Was wir Neugier nennen, entspricht dieser Reaktion auf Neues, Ungewohntes: Wir sind geneigt, es näher in Augenschein zu nehmen, damit wir herausfinden, wie es in die uns vertraute Welt einzuordnen ist. Gelingt

uns dies, dann ist unser Interesse, das unser Erkenntnisbemühen vorangetrieben hat, befriedigt, denn wir kennen uns in unserer Welt wieder aus.

Das ist jedoch nicht die einzige Weise, wie wir mit Fremdartigem zurechtkommen können. Weil sie zudem nicht ohne geistige Anstrengung gelingt – denn um das Fremde uns vertraut zu machen, müssen wir uns darauf einlassen – und weil zudem die Fülle des Neuartigen, die auf uns einströmt, uns überforderte, wenn wir versuchten, uns mit allem auszukennen, deshalb verfallen wir auf einen anderen Ausweg. Der Mensch unterscheidet sich nämlich auch darin vom Tier, daß er nicht nur wie dieses, um zu überleben, sich seiner Umwelt anpaßt, sondern er ist umgekehrt in der Lage, die Welt sich anzupassen, sie seinen Bedürfnissen gemäß umzugestalten, damit er bequem in ihr leben kann. So ist er denn auch versucht, der Überforderung durch neuartige oder fremde Umstände dadurch zu begegnen, daß er das Fremdartige abschafft und alles nach dem ihm gewohnten Muster umgestaltet. Dann aber gelangen wir zu dem angedeuteten Abschleifen aller kulturellen Unterschiede, so daß wir weltweit einen leichtverdaulichen Einheitsbrei ähnlicher Lebensumstände vorfinden, der uns der Mühe enthebt, uns immer auf neue und unvertraute Situationen neu einzustellen. Am Ende stünde dann eine einförmige Weltzivilisation, die sich überall nur selbst begegnet.

Die Schritte dahin sind bekannt, und einige haben wir schon zurückgelegt. Am Anfang steht eine Kultur, die mit anderen vergleichbaren keinen Kontakt hat und sich für die einzige auf der Welt hält. Wenn sie dann andere kennenlernt, glaubt sie sich ihnen doch himmelweit überlegen, und wo sie die Macht hat, versucht sie, sich daher auch auf Kosten der anderen auszubreiten in der Überzeugung, denen damit nur dienlich zu sein. Das Zeitalter des Kolonialismus trägt weithin Züge dieser Mentalität. Es wurde abgelöst durch den theoretischen Kulturpluralismus, der jeder Kultur ihren eigenen und prinzipiell gleichen Wert zuerkennt. Diese Gleichwertigkeit droht indes leicht in eine Gleichgültigkeit der Kulturen umzukippen, und eben diese Gefahr scheint besonders in unserer Zeit heraufzukommen, und als Symptom für sie könnte der Verlust der Grenzen zwischen den Kulturkreisen gelten mit dem Ergebnis, daß diese ineinander verschwimmen.

Die Ausweitung der Wissensgrenzen

Wer diese Einebnung kultureller Verschiedenheiten nicht billigt, den muß es besorgt stimmen, daß der mannigfache Verlust von Grenzen auf anderen Gebieten den Trend zu dieser Vereinheitlichung noch verstärkt. Als Grund für diese Tendenz wurde ja genannt, daß der Mensch sich überall auskennen möchte und daher geneigt ist, das Fremdartige auszuräumen, indem er es dem Gewohnten angleicht. Dieses Bedürfnis, sich auszukennen, gewinnt aber um so mehr an Kraft, je mehr im Menschen der Eindruck wächst, er verliere Orientierung und Über-

sicht, und eben diesen Eindruck vermittelt ihm zunehmend die Erfahrung, daß fast überall und in vielerlei Hinsicht die gewohnten Grenzen zurückweichen oder ganz verlorengehen.

Ein schematischer Überblick mag uns das ins Bewußtsein rufen. Daß sich in der Welt die Abgrenzungen, die der Mensch zieht oder beobachtet, immer wieder verschieben, ist keineswegs neu, sondern ergibt sich zwangsläufig aus der Veränderlichkeit dieser unserer Welt. Das Ausmaß jedoch und die Geschwindigkeit dieser Verschiebungen übersteigen gegenwärtig das in früheren Zeiten gewohnte Maß erschreckend weit. Besonders auf den Gebieten von Wissenschaft und Technik genügen wenige Beispiele, um das zu belegen.

Mâx Delbrück hat etwa bereits vor fast 20 Jahren festgestellt, „daß der gesamte Wissenschaftsbetrieb sich schon seit einigen Jahrzehnten in einer exzeptionellen Wachstumsphase befindet, in der die Zahl der aktiv beteiligten Wissenschaftler, der Publikationen und der Kosten sich in jedem Dezennium mindestens verdoppelt hat. Das bedeutet, daß ein sehr hoher Prozentsatz – vielleicht über 90 Prozent – aller Naturwissenschaftler aller Zeiten unsere Zeitgenossen sind.“² Eindrucksvoll ist auch ein Vergleich der verschiedenen Auflagen von Dahlmann-Waitz, der Bibliographie für deutsche Geschichte (Quellenkunde der deutschen Geschichte). Die 5. Auflage (1883) enthielt gegen 4000 Titel, die 9. (1931) als Auswahl 40000, die 10. (zirka 7 Bände, seit 1965) wählt aus den einschlägigen Veröffentlichungen die 120000 wichtigsten Titel aus. Und in einem philosophischen Teilbereich, der vor einigen Jahrzehnten noch kaum im Blick war, der Sprachphilosophie nämlich, erscheinen zur Zeit allein in den europäischen Sprachen, und zwar ohne die zahlreichen historischen Arbeiten zu diesem Themengebiet, im Durchschnitt alle sechs Tage ein neues Buch und dazu zwei bis drei Aufsätze.

Ein Grund für diese Explosion des Wissensangebots läßt sich aus der Entwicklung der Astronomie entnehmen. Dort hat sich, so gibt Wolfgang Stegmüller die Äußerung eines bekannten Astronomen wieder, „in den letzten zwölf Jahren mehr ereignet als in den vorangehenden 150 Jahren“³. Und als Kommentar dazu schreibt er: „Innerhalb dieser Zeitspanne sind tatsächlich nicht nur zahlreiche neue, sondern auch viele völlig überraschende und unerwartete Weltraumbefunde gewonnen worden. Daß es zu diesen neuen Beobachtungen überhaupt kommen konnte, ist darauf zurückzuführen, daß es gelang, das äußerst schmale ‚natürliche Fenster‘ ins All weit zu öffnen und außerdem weitere Fenster hinzuzufügen. Unter dem natürlichen Fenster verstehen wir den schmalen Frequenzbereich des sichtbaren Lichtes. Die neuen Fenster machen sich die Radio-, die Infrarot- und die Röntgenstrahlung zunutze und bedienen sich neuerdings auch der Messung von Schwerewellen und der Neutrino-Teleskopie.“ Damit kommt man, wie der Forschungsalmannach 83 der Deutschen Forschungsgemeinschaft notiert, zu für den Laien so erstaunlichen Ergebnissen wie der Entdeckung von Blausäuremolekülen im Weltraum, die eine von der „irdischen“ Blausäure abweichende Anord-

nung der Atome besitzen oder zum Nachweis einer interstellaren Wolke aus nicht weniger als zwanzig Erdmassen von Ameisensäure.

Auf eine weniger erfreuliche Seite dieser Wissenschaftsentwicklung, die zugleich einen weiteren Grund für ihre Beschleunigung verrät, macht der Wiener Wissenschaftstheoretiker Erhard Oeser aufmerksam⁴. Er konstatiert eine „Beschleunigung der Entwertung wissenschaftlicher Erkenntnis“ und verweist auf das Schlagwort von den „Wegwerftheorien“. Er meint, dies sei „einerseits eine notwendige Folge der beschleunigten Kommunikation; andererseits aber beruht sie auf der begrenzten Kommunikationsfähigkeit des Individuums und dem Zwang zur Entdeckung des Neuen. Denn das akademische Forschungspostulat, das alle unsere Massenuniversitäten beherrscht, lautet, daß jede wissenschaftliche Arbeit einen Fortschritt bringen muß. Bei der sogenannten ‚Gegenwartskonzentration der Wissenschaftler‘ (das heißt, es leben heute mehr Wissenschaftler, als es in der gesamten Geschichte der Menschheit zusammen gegeben hat) hat dieses Forschungspostulat verheerende Folgen: Ein geschäftiges Heer von Ameisen produziert unter Zeitdruck im Konkurrenzverfahren neue Ideen, die ebenso schnell vernichtet werden wie sie entstehen.“ Oeser glaubt, in diesem Vorgehen werde das fragwürdige Ziel „in jedem Fall erreicht, auch dann, wenn Wahrheit und Falschheit, Information und Desinformation untrennbar miteinander vermischt sind. Der Unterschied von Wahr und Falsch wird eingeebnet. Es gibt keine echten Alternativen in der Theorienbildung mehr.“ Ich halte diesen Grad von Pessimismus der Wissenschaftsentwicklung gegenüber zwar für übertrieben, aber die Unüberschaubarkeit der ständig anschwellenden Informationsflut bildet in der Tat ein erhebliches Problem, das auch durch den unerläßlichen Einsatz von datenverarbeitenden Computern nicht bewältigt ist.

In einer Anwendung der Wissenschaften, in der Technik, begegnen wir zudem einer ähnlichen Schwierigkeit. Während etwa in der Altsteinzeit über viele Jahrzehntausende keine merkliche Fortentwicklung der Faustkeile zu beobachten ist, während noch in unserer geschichtlichen Zeit Töpferscheibe und Eisenpflug sich über Jahrhunderte gleichgeblieben sind, veraltet eine heute entwickelte Maschine bereits nach wenigen Jahren. Vor wenigen Monaten erklärte ein Mitglied des Vorstands der Siemens AG (Prof. Beckurts): „Die Hälfte aller Produkte, die wir in fünf Jahren verkaufen wollen, müssen wir erst entwickeln.“ Dabei sei „bei einem so breiten Spektrum die Auswahl unter möglichen Forschungsobjekten besonders mühsam“. Auf der gleichen Wirtschafts-Seite der „Süddeutschen Zeitung“ (11./12. 12. 1982) findet sich ein Bericht über neue Erkenntnisse in der Gentechnik, selbst eine Disziplin der Technik, deren Namen man noch in einem 1970 erschienenen mehrbändigen Lexikon vergeblich sucht. Darin heißt es: „In wichtigen Bereichen der Grundlagenforschung werden nach den Worten Weissermels (Leiter der Forschung der Hoechst AG) ‚bahnbrechende Entwicklungen‘ sichtbar, an die noch vor zehn Jahren keiner zu glauben gewagt hatte. Sie ließen

hoffen, das Rennen gegen die Zeit mit Erfolg aufzunehmen. Ein Innovationsschub von größter Reichweite zeichne sich in der molekularbiologischen Forschung ab.“

Obwohl also der Fortschrittsoptimismus, der für das vergangene Jahrhundert wie auch weithin für die erste Hälfte des unsrigen kennzeichnend war, aus mancherlei Gründen, nicht zuletzt durch breitenwirksame Veröffentlichungen über die „Grenzen des Wachstums“, einer weit skeptischeren Einstellung mehr und mehr Platz macht⁵, dehnen sich die Grenzen des Wissens und des Machbaren unaufhaltsam und in wachsender Beschleunigung weiter aus. Und wem es nicht gelingt, in Wissenschaft und Technik diese anschwellende Flut nutzbringend zu kanalisieren und auf die eigenen Mühlen zu lenken, der sitzt bald auf dem trockenen, oder er wird fortgespült.

Nur auf eine Konsequenz dieser turbulenten Entwicklung sei hier kurz hingewiesen: Sie entwertet die Erfahrung und damit das Alter und kann so zum Generationenkonflikt beitragen. Alle Erfahrung wird nämlich in der Vergangenheit erworben. Je rascher und weitgehender sich die Gegenwart vom Früheren unterscheidet, um so weniger taugt daher die Erfahrung, die gegenwärtigen Probleme zu meistern. Der ältere Mensch aber hat dem jüngeren vor allem die größere Erfahrung voraus; verliert nun dieses Kapital an Wertschätzung, dann droht auch der Kapitaleigner an Achtung zu verlieren, jedenfalls in einer Gesellschaft, die sich von der Maxime bestimmen läßt: „Hast du was, bist du was!“

Das Verschwimmen der Grenzen zwischen Bereichen der Wirklichkeit

Es sollte aber nicht nur von der Ausweitung der Grenzen gesprochen werden, sondern auch davon, daß sie heute vielfach verschwimmen oder gänzlich verschwinden. Auch das sei nur schlaglichtartig beleuchtet. Im Bereich der Physik etwa ist der alte Gegensatz von Masse und Energie, zwischen korpuskularer und wellenhafter Beschreibung der Materie aufgehoben, so daß sich etwa Licht als Quanten oder als Welle, Protonen als Masseteilchen oder Materiewellen, Energie als Masse oder als Frequenz darstellen läßt. Weit wichtiger aber scheint die Konsequenz etwa daraus, daß die quantenmechanische Wellenfunktion eines Elektrons zum Beispiel nur noch eine Wahrscheinlichkeit ergibt, dieses Teilchen an einem bestimmten Ort zu finden, die nach Heisenberg um so unschärfer wird, je genauer der Impuls des Elektrons angebar ist. Daraus folgt nämlich nicht nur, daß die klassische Annahme von der strikten Berechenbarkeit der Welt aufgegeben werden muß, sondern daß auch die Trennung zwischen beobachtetem Gegenstand und erkennendem Subjekt fraglich wird. H. J. Queisser, Direktor des Max-Planck-Instituts für Festkörperphysik, hat es so formuliert: „Die Theorie erklärt nicht die Objekte, sie beschreibt lediglich menschliches Erkennen der Objekte.“⁶

Das Beobachtungsergebnis, die physikalisch erfahrbare und deutbare Welt, hängt

vom Beobachter, seiner Versuchsanordnung oder – nach der Relativitätstheorie – seinem Bewegungszustand ab. Aber auch im Bereich des Lebendigen fallen die Grenzen. Die Deszendenztheorie erklärt, wie vom Einzeller bis zum Menschen die Abgrenzung der Arten in der Evolution überbrückt worden ist. Biochemische Versuche lassen auch den Graben zwischen Unbelebtem und Lebendigem überschreitbar erscheinen. In der Medizin stellt sich die Frage nach der Schwelle zwischen Leben und Tod; und wo genau die Grenze zu ziehen ist, scheint eher von der Definition der Ärzte abzuhängen, als daß man es von der Sache selbst her zweifelsfrei bestimmen könnte. Auch die ethisch hochbedeutsame Frage, wo die menschliche Existenz beginne und ende, von welchem Stadium der Keimesentwicklung an sie anzusetzen ist oder ob sie einem Patienten, dessen Großhirn irreversibel und weitreichend zerstört ist, abzusprechen sei, findet keine allseits akzeptierte Antwort. Schließlich wird sogar die selbstverständliche Trennung zwischen den Einzelmenschen in ihrer Körperlichkeit erschüttert, je mehr es der modernen Chirurgie gelingt, beinahe jedes Organ zu verpflanzen und auszutauschen.

Was die Sozialität angeht, kann ohnehin der einzelne sein Leben um so weniger abgrenzen, je höher sein Lebensstandard liegt. Und die Arbeitsteilung, auf der die fortschreitende Zivilisation beruht, besagt ebenso eine wachsende Verflechtung. Sie bewirkt, daß auch eine Gemeinschaft sich heute nicht mehr von anderen isolieren kann, und zwar gilt das nicht nur von Familien oder Sippen, für die das schon lange der Fall ist. Auch die Nationalstaaten, die man früher als „vollkommene Gesellschaft“ definierte, weil sie über alle Mittel und Kräfte verfügten, sämtliche für den Menschen nötige Gemeinschaftsbelange zu erfüllen, genügen heute keineswegs mehr dieser Definition. Auch sie können heute nicht mehr abgekapselt existieren, ihre Bedürfnisse gehen über ihre Grenzen hinaus. Bei der Verteidigungsfähigkeit und der modernen Kommunikationstechnik etwa gilt das zumindest innerhalb der politischen Großblöcke, bei der Wirtschaft sogar über deren Abgrenzung hinweg. Und wenn wir nun die kulturellen Verbindungen berücksichtigen, die sich aus solchen technischen und ökonomischen Abhängigkeiten unausweichlich ergeben, dann landen wir wieder bei unserem Ausgangsthema, dem Trend zu einer einheitlichen Weltkultur.

Etliche Bereiche haben wir bei dieser Überlegung nicht berührt, etwa die zunehmende Verstädterung, die den Unterschied zwischen Stadt und Land verwischt, oder die Bemühungen um den Ökumenismus, der die Schranken zwischen den Konfessionen niederbrechen möchte, und vielerlei mehr. Dennoch scheinen mir die angeführten Beispiele hinreichend zu belegen, daß man in der Tat ein Kennzeichen unserer Zeit darin erblicken kann, wie in ihr früher unbefragt hingenommene und eingehaltene Grenzen in Frage gestellt, ausgedehnt, überschritten oder aufgehoben werden.

Das Abgrenzungsbedürfnis

Da ich meine, daß dem Menschen – zum Unterschied von den Tieren – eine Neigung zur Schrankenlosigkeit eignet, die mit seiner Ausrichtung auf Freiheit gegeben ist, kann ich nicht sogleich aus dieser Charakterisierung unserer Zeit als einer Zeit, in der Grenzen fallen, zu ihrer Verurteilung übergehen. Bedenken allerdings stellen sich doch ein, weil der Mensch nämlich nicht nur auf Freiheit aus ist, sondern zumindest ebensosehr ein Bedürfnis nach Abgrenzungen mit sich trägt. Das läßt sich aus der Verhaltensforschung erläutern. Dort konfrontiert man in den sogenannten „open-field-tests“ Tiere mit einer reizarmen Umwelt. Sie werden dazu in ein Testabteil gebracht. Dieses „ist weitläufiger als der gewohnte Käfig der Tiere und bietet keinerlei vertraute Kennzeichen oder Schutzmöglichkeiten, so daß bei Höhlenbewohnern, wie z. B. Ratte, Maus oder Hamster, der Eindruck eines ‚offenen Feldes‘ entsteht. Diese Umwelt wirkt nicht nur auf Höhlenbewohner, sondern auch auf Tierarten aus anderen Habitaten in hohem Maße furchtauslösend.“ Küken z. B. flüchten panisch, erstarren dann, wobei das gesamte Empfindungssystem außer Funktion gesetzt scheint, dann wieder laufen sie hektisch und ziellos umher. Die Anwesenheit von Sozialkumpanen, also von Artgenossen, vermindert die Furcht, aber beseitigt sie nicht. Dabei scheint für die Furcht kein anderer Auslöser erforderlich, als daß in der unvertrauten und reizarmen Umgebung die Anhaltspunkte zur Orientierung fehlen.

So sehr nun Vorsicht walten muß, wenn man tierisches Verhalten mit menschlichem vergleicht, so geben diese im letzten Jahr veröffentlichten Versuchsergebnisse doch zu denken⁷. Wir stehen nämlich vor allem bei der Jugend heute bisweilen vor einem Phänomen, das sich nicht ohne weiteres erklären läßt. Es wird mit dem Schlagwort „Zukunftsangst“ etikettiert, und das meint eine ängstliche Ratlosigkeit allem Kommenden gegenüber. Sie äußert sich bisweilen in einem Verhalten, das Parallelen zu dem der orientierungslosen Küken im offenen Feld aufweist, weil es zwischen apathischer Starre und hektisch-zielloser Betriebsamkeit schwankt.

Gewiß lassen sich rationale Gründe für diese neuartige Furcht angeben. Man hat etwa jenen Glauben an die Wissenschaft aufgeben müssen, wie er das vergangene Jahrhundert prägte, weil er seine Grundlagen verloren hat, nämlich die Überzeugung von einer lückenlosen Determiniertheit der Welt, die einen vorausberechenbaren und fehlerfrei vorausplanbaren Fortschritt zu gewährleisten schien. Man steht weiter vor der früher unbekannten Situation, daß man nicht mehr unbefangen das in Erfahrungswissenschaften übliche Verfahren von Versuch und Irrtum anwenden kann, da man einerseits nicht mehr wie früher damit rechnen kann, daß Fehler, die sich in einer Region verhängnisvoll auswirken, sich auf dieses Gebiet beschränken lassen; dem steht nämlich die globale Verflochtenheit unserer Welt entgegen. Andererseits aber ist der Mensch heute in der Lage, Irrtümer von einer Tragweite zu begehen, die früher ungeahnt war; das reicht von unumkehrbaren

Umweltschädigungen bis zum Extrem einer atomaren Vernichtung der bewohnbaren Welt. So schlagend diese Argumente sind, so kann man doch bezweifeln, ob sie hinreichen, die Zukunftsangst gerade bei Jugendlichen zu erklären. Das muß nicht daran liegen, daß ihnen der Durchblick fehlt, das Gewicht dieser Gründe zu ermessen – oft sind es nämlich besonders vage und unverstandene Thesen, die Angst einflößen –, vielmehr erleben die wenigsten solche ihnen theoretisch bekannten Gefahren als unmittelbar bedrohlich. So fürchterlich etwa ein Atomkrieg erscheint, so hielten ihn doch bei einer Umfrage 1980/81 nur drei Prozent für eine in naher Zukunft zu befürchtende Katastrophe.

Andererseits geben die Lebensumstände, denen sich in unseren Breiten ein Mitbürger gegenüber sieht, in aller Regel weit weniger Anlaß, sich zu ängstigen, als die, denen sich frühere Generationen gegenüberfanden. Man braucht dazu nicht einmal so weit zurückzugehen wie bis zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges, wo „Pest, Hunger und Krieg“ zwei Drittel der damaligen Bevölkerung des Reiches hinwegrafften. Es genügt folgende Notiz zu überlegen: Der Wochenlohn einer schlesischen Textilarbeiterin betrug im Jahr 1885 sechs Mark. Davon gingen wöchentlich ab: Für eine Schlafstelle im Dreibettzimmer 1,00 Mark, Frühstück und Abendessen im Quartier 2,25 Mark, Essen in der Volksküche 1,75 Mark, Krankenkasse 15 Pfennig. Zur freien Verfügung für Kleidung und Sonstiges blieben ihr 85 Pfennig. Und rund 50 Jahre zuvor schrieb Friedrich Engels, Farbikantensohn aus Barmen: „Es herrscht ein schreckliches Elend unter den niederen Klassen, besonders den Fabrikarbeitern in Wuppertal; syphilitische und Brustkrankheiten herrschen in einer Ausdehnung, die kaum zu glauben ist. In Elberfeld allein werden von 2500 schulpflichtigen Kindern 1200 dem Unterricht entzogen und wachsen in Fabriken auf, bloß damit der Fabrikherr nicht einem Erwachsenen, dessen Stelle sie vertreten, das Doppelte des Lohnes zu geben nötig hat, das er einem Kinde gibt.“ Verglichen damit hat ein Bundesbürger gewiß weit weniger Anlaß, sich um sein privates Überleben zu ängstigen.

Daher sollte wohl als weiterer angstausslösender Faktor die Orientierungslosigkeit, die sich aus dem gegenwärtigen Verlust der Grenzen ergibt, zur Erklärung der „Zukunftsangst“ mit in Betracht gezogen werden. Auch hier böten sich zusätzliche Überlegungen an, wie die pädagogische Erfahrung, daß Kinder im Erziehungsprozeß danach verlangen, daß ihnen Grenzen gesetzt werden, wie die Anekdote aus jener Erziehungsmode illustriert, die man mit Ausdrücken wie „non-frustration-Pädagogik“ oder „repressionsfrei“ oder „antiautoritär“ geschmückt hat. Da sollen die Kleinen im Kindergarten gefragt haben: „Fräulein, müssen wir heute schon wieder spielen, was wir wollen?“

Der Rahmen dieses Artikels erlaubt es nicht, dem weiter nachzugehen. Es soll ja noch zumindest angedeutet werden, wie dem Abhilfe getroffen werden könnte, da uns die Grenzen entschwinden, während wir doch ohne Abgrenzungen nicht leben zu können scheinen.

Mögliche Abhilfen

Zuerst möchte ich dazu kurz anmerken, welche Auswege mir als Irrwege vorkämen. Der eine bestünde im Versuch, hinter die modernen Erkenntnisse zurückzugehen und eine Welt aus klar abgegrenzten Bereichen anzunehmen, oder in einem entsprechenden Verhalten aus unserer komplexen, verflochtenen und veränderlichen Welt auszusteigen in eine isolierte Idylle. Für einen einzelnen oder eine kleine Gruppe mögen solche Alternativen lebbar scheinen (die übrigens immer nur von Gnaden der Allgemeinheit existieren). Insgesamt gilt das Bild, daß sich das Rad der Geschichte nicht zurückdrehen läßt, und daß man eine erträumte heile Welt, nämlich die der sauber getrennten Wirklichkeitsbereiche, auf die Dauer nicht wahrheitswidrig vertreten kann. Ein anderer, für die Mehrheit wohl näherliegender Irrweg liegt darin, die nicht vorfindlichen Grenzen durch dogmatisch starre, selbstgezeugene Grenzen zu ersetzen. Man tut das etwa in der Politik, wenn man unkorrigierbare Feindbilder aufbaut und krampfhaft Gegensätze zwischen unterschiedlichen Auffassungen herbeiredet, damit jede ihre Existenzberechtigung erhält. Allein die Frage, wer denn in einer pluralistischen Gesellschaft derartige verbindliche – und das heißt doch: auch für alle anderen verbindliche – unveränderliche Grenzen festlegen könnte, zeigt den mehr als schwankenden Boden des Auswegs.

Gegen jede Art von Dogmatismus, der zu leicht in Fanatismus umschlägt, oft aus Angst und Unsicherheit gespeist, ist es notwendig, daß wir uns mit einer prinzipiellen Unverläßlichkeit der Welt abfinden. Wir müssen uns unsere Orientierungsmarken und Grenzen in Kenntnis der Geschichte und der wissenschaftlichen Theorien, die immer auch als Abgrenzungsvorschläge verstanden werden können, selbst ziehen, und zwar ohne Anspruch auf Endgültigkeit. Dazu bedarf es zweierlei: Einmal einer gewissen Freiheit der jeweils vorgefundenen eingeteilten Welt gegenüber, zum anderen des Vertrauens zu den Mitmenschen, mit denen gemeinsam die uns unentbehrlichen Grenzlinien immer neu zu bestimmen sind.

Als Christ kann man darauf hinweisen, daß hier der Religion eine neue Wichtigkeit zuwächst. Freilich darf sie nicht als besserwisserische Macht verstanden werden, die – so willkommen das dem einen oder anderen sein mag – dem Grenzverlust dadurch begegnet, daß sie den anderen die alten entschwindenden Grenzen vorschreibt. Aber als Bindung an Gott vermag sie uns freizusetzen von der Bindung an eine verlässliche Welt, über die wir doch nicht mehr verfügen. Und als ständige Aufforderung und Anleitung zur Selbstlosigkeit kann sie dem Vertrauensschwund entgegenwirken, der unweigerlich eintritt, wo unser Erleben den Verdacht nährt, daß die Menschen vor allem von Egoismus und Herrschsucht geleitet werden.

Vertrauen aber ist – ganz unabhängig von irgendwelchen religiösen Überlegungen – heute vielleicht nötiger als irgendwann zuvor in der Menschheitsgeschichte.

Die Zeit des Polyhistor, des Mannes, der sich auf allen Wissensgebieten seiner Zeit einigermaßen auskannte, ist nämlich bereits seit Jahrhunderten vorbei. Trotz der ungeheuren Erweiterungen unserer Denkmöglichkeiten, so meint etwa der Präsident der Deutschen Forschungsgemeinschaft, Heinz Maier-Leibniz⁸, sei es „nicht sicher, ob es weiter möglich sein wird, daß ein Physiker (oder wenigstens ein kleiner Teil der Physiker) alle Grundgesetze seiner Disziplin so versteht, daß er damit umgehen und sie anderen begreiflich machen kann“. Der heutige Fachmann muß also selbst in seinem eigenen Fach den Informationen anderer Glauben schenken und ihnen vertrauen. Das gilt natürlich um so mehr, wenn es sich um fachfremde Gebiete handelt, um die ständig wachsenden Bereiche, die zwar das Leben des einzelnen entscheidend mitbestimmen, in denen er sich aber nicht oder nur dürftig auskennt.

In dem bereits zitierten Artikel⁸ geht Maier-Leibniz auf diese Notwendigkeit eines vertrauensvollen Diskurses zwischen Physikern und Politikern ein und benennt seine Schwierigkeiten. Er schreibt:

„Ich stelle immer wieder fest, daß man auch bei Leuten, die große Verantwortung tragen, weniger als nichts voraussetzen kann. Die Begriffe, die man verwendet, etwa Kraft oder Energie, sind bei ihnen nicht leer, sondern falsch besetzt. Wir reden in einer unvorstellbaren Weise aneinander vorbei. Das aber ist schlimm; denn ungezählte politische Entscheidungen verlangen sachverständigen Rat aus unserem Gebiet. Man kann aber nicht raten, wenn man keine gemeinsame Sprache hat. Deshalb reden wir in der Umgangssprache, aber wir wissen, daß wir in ihr nichts beweisen können. Wir sind also auf das Vertrauen der Zuhörer angewiesen, und darauf können wir meist nicht rechnen; denn eine Hauptanstrengung großer Gruppen in den letzten Jahren war, das Vertrauen in die Wissenschaftler zu zerstören, und die Wissenschaftler haben sich in dieser Auseinandersetzung nicht so gut gehalten... Wenn man fachliche Aussagen sich nicht beweisen lassen kann, ist man darauf angewiesen, die Glaubwürdigkeit der Gesprächspartner zu prüfen. Dies wird heute mehr und mehr erkannt und wird vielleicht helfen, die oft so fruchtlosen Diskussionen zu entschärfen.“

Recht kurz geschlossen kann man daraus wohl folgern, daß das Vertrauen in die vom einzelnen überschaubare Welt vom Vertrauen in die Menschen ersetzt werden muß, von denen diese Welt und auch jeweils das Leben des einzelnen mitgestaltet werden muß. Unsere Zukunft hängt also, diese gewiß leicht erschreckende Prognose läßt sich wohl wagen, weitgehend davon ab, wie vertrauenswürdig die Menschen sind. Mit dem Ausmaß des wissenschaftlichen Fortschritts und der Verschmelzung der menschlichen Bereiche über alle Grenzen hinweg wächst also die ethische Verantwortung, freilich leider nicht ohne weiteres auch die ethische Kraft des Menschen.

Es mag sein, daß wir deshalb nicht arglos auf die Selbstlosigkeit der anderen bauen können. Aber vielleicht läßt sich auf ihre und unser aller Einsicht hoffen. Auf die Einsicht nämlich, daß mit dem Schwinden der Grenzen auch jene Grenze gefallen ist, die es erlaubte, einen Teil der Menschheit, jeweils den feindlichen, abzugrenzen, um ihn zu vernichten. Wir stehen zunehmend nur vor der Wahl, entweder gemeinsam zu überleben oder gemeinsam unterzugehen. Militärisch ist

dieser Status bereits erreicht, politisch und wirtschaftlich sind wir jedenfalls nicht mehr weit davon entfernt.

Dazu aber muß auch die andere Erkenntnis wachsen, daß wir ohne wechselseitiges Vertrauen, ohne eine gemeinsame Verständigung über die gemeinsamen Ziele nicht überleben können, im großen so wenig wie im kleinen. Der Lenin-Spruch „Vertrauen ist gut, Kontrolle ist besser“, der unser Verhalten gewiß weithin prägt, bedarf einer grundsätzlichen Korrektur. Gewiß kann Kontrolle unerlässlich sein, gerade dort, wo das Vertrauen – noch – fehlt. Aber sie kann nur funktionieren, wo sie – um ein politisch abgegriffenes Wort zu verwenden – als vertrauenbildende Maßnahme und nicht als Ersatz für Vertrauen verstanden wird. Und das nicht allein deswegen, weil sich die Frage nach der Kontrolle der Kontrolleure stellt, sondern weil wir generell ohne Kontrolle vielleicht nicht so gut leben können wie mit ihr, ohne Vertrauen jedoch überhaupt nicht.

Dieses Vertrauen fällt uns allerdings weder vom Himmel zu noch überlebt es die unvermeidlichen Enttäuschungen, wenn wir ihm nicht unsererseits den Boden bereiten. Der aber besteht vor allem darin, daß wir – darin ganz dem Zug der Zeit folgend – unsere Grenzen überschreiten, über die Schranken des Berufs, der Nation, der persönlichen Interessen hinauszusehen lernen, den anderen in seiner Eigenart nicht nur als Fremden gewähren lassen, sondern als Freund verstehen lernen. Der theoretisch unbestrittene Satz, daß der andere auch Mensch ist, darf nicht in unserem Kopf allein hängen bleiben; er müßte uns im gemeinsamen Erleben durchdringen, so daß hinter jeder Auseinandersetzung das Bewußtsein bestehen bleibt: Was immer uns trennt, zuletzt müssen sich unsere Interessen treffen, weil wir Menschen sind oder doch Menschen sein wollen.

ANMERKUNGEN

¹ Fröhliche Wissenschaft, 5. Buch, 355.

² Expansion der Vererbungschemie, in: FAZ 11. 2. 1964.

³ Hauptströmungen der Gegenwartsphilosophie, Bd. 2, 255.

⁴ Die Selbstvernichtung der Wissenschaft, in: Psychologie heute 10 (1983) 46–57.

⁵ A. Keller, Vom Vorzug, kein Zukunftsbild zu haben, in: dieser Zschr. 199 (1981) 363–376.

⁶ SZ 1. 9. 1982.

⁷ W. Bessei, Die Reaktion von Küken auf eine fremde Welt, in: Forschung, Mitteilungen der DFG 3/82, 25–27.

⁸ Die Sprache der Physik, in: Dt. Universitätszeitung 38 (1982) 20f.